

Nr. 195. **Bromberg, den 12. Oktober** **1926.**

Atlantis.

Die Geschichte des sechsten Erdteils.

Roman von **Hans Dominik.**

28. Fortsetzung.

Kurs Nordost steuerte das U-Boot durch den Atlantik der Heimat,, Europa, Hamburg zu. Seit dem Tage ihrer Abfahrt von Saltadera hatten sie kaum Schlaf gefunden. Was die Wellen des Äthers ihnen aus der Welt, aus Europa zutrugen, war zuviel des Guten, Schönen für ihr Ohr.

Sie kamen nicht los von den Bildern, die der optische Fernseher an die Wand warf. Wie durch Zauber das Los der Millionen von Nordeuropa geändert. Schiffe auf der See, beladen mit Flüchtlingen, auf das große Geschehnis hatten sie gewendet, Kurs zur Heimat genommen. In den Hafenstädten, in den südlichen Teilen Europas! Die Geflohenen drängend zu jeder Fahrgelegenheit, zurückzukommen zur verlassenen Heimat. In den Hafenstädten der Nordküste ein einziger Freudentaumel.

Menschen weinend, lachend, sich umarmend. Der Golfstrom im alten Bett bewegt sich nach Norden . . . Wärmespender . . . Lebensspender!

Die Riesenorganisation, mit einem Ruck zum Stocken gebracht, versagte dem plötzlichen Ereignis gegenüber. Jetzt! Keiner der Flüchtlinge schien es erwarten zu können, daß er wieder dorthin zurückkehrte, wo das leere Haus . . . die verlassene Arbeitsstätte war. Mit Gewalt suchte man sich jeder Fahrgelegenheit zu bemächtigen. Mit Gewalt mußte wieder eingeschritten werden, um ein Chaos zu verhindern.

Die großen Tageszeitungen der Welt hatten Reporterschiffe ausgerüstet, die dem Golfstrom zur Seite folgten. Die blaue Wellenwand, wie sie sich langsam nach Norden zu bewegte, zeigten die kinematographischen Bilder in den Zeitungspalästen. Andere Zeitungen hatten ihre Agenten in schnellen Flugschiffen nach Norden gesandt. Die zeigten im optischen Bild, wie die Bewohner eines Dorfes zurückkehrten, sich freudig in das alte Nest drängten, zeigten, wie neues Leben überall sich zu regen begann, wie auch in den Landschaften, die noch nicht geräumt, aber zur Räumung verurteilt, wie mit Zauberschlag Jammer, Trauer gewichen, wie Aufatmen durch alles ging, die Hände sich mit doppeltem Fleiße zu rühren begannen in gewohnter Arbeit an alter Stätte.

Freude und Jubel überall. Das sterbende Europa war zu neuem Leben aufgewacht.

Wer wußte von der Tat? Wer kümmerte sich um den, der das Werk getan? Die Natur hatte sich selbst für das gerächt, was frevle Hand ihr angetan. Keine andere Meinung in Europa, in der Welt. Dann langsam wurden andere Stimmen laut. Man achtete ihrer kaum. Sie sagten: Unmöglich, daß die Natur aus sich selbst heraus das gestörte Gleichgewicht der Kräfte hergestellt. Die Sialscholle, einmal zerrissen, abgedrängt von den aufstrebenden Massen, konnte niemals wieder dahin zurückkehren, wo sie gelagert. Gewiß, daß ihre Masse wuchtend auf den im Erdboden begrabenen Sedimentärschichten und anderen Sialmassen, diese nach unten drückte, bis sie, unter die benachbarten Massen gedrängt, Ausgleich suchend sie hoben.

Nicht die Natur selbst, eine andere Macht mußte am Werk gewesen sein. Menschenmacht? An der Frage scheiterte jeder.

Telenergetische Konzentration? Das Wort, in der Mitte des letzten Jahrhunderts aufgetaucht, beschäftigte unablässig alle führenden Geister der physikalischen Wissenschaft. Theoretisch längst erkannt! Doch nie war es gelungen, die Nullpunktsenergie auszulösen. Schon war die Mehrzahl der Gelehrten der Meinung, daß dieses Welträtsel dem menschlichen Geist ewig verschlossen bleiben würde. Denn diese Erkenntnis weitergeführt bis zur Konstruktion des technischen Mittels . . . des wirkenden Instrumentes, müßte, der Allgemeinheit in die Hände gegeben, zur Katastrophe, zum Chaos führen. Nie konnte Schicksalsmacht solche Waffe in schwache Menschenhand legen.

Da brachten Zeitungen vom Osten eine neue Wendung. Reisende, die durch die Gebiete gekommen, wo einst die Wiege der Menschheit gestanden, hatten dort mit den Weisen, den Bewahrern Jahrtausende alter Kultur und Wissenschaft gesprochen, bei ihnen Erkenntnis, Lösung des Rätsels gesucht.

Da war die Antwort gekommen: „Warum sucht ihr nicht bei dem, das euch am nächsten liegen müßte?"

Und wieder ging's durch die Welt, wie damals, als die Prophezeiung des Unglücks bekannt wurd, anknüpfte an die mysteriösen Buchstaben J. H. Sein Werk, Menschenwerk? Gab's noch Wesen, die zwischen Gott und den Menschen standen, er müßte es sein.

Wo war er? Wer kannte ihn? . . .

Auf ihrer Fahrt durch den Atlantik vernahm Uhlenkort alles, hörte alles. Wo war der Freund jetzt? Seine Gedanken wanderten zurück bis zu dem Tage, an dem sie sich als Jünglinge zum ersten Male gesehen. Eine Fahrt auf dem Rhein. Hilferufe vom Ufer. Ein Ertrinkender. Er war in den reißenden Strom gesprungen, hatte den unter Aufbietung aller Kräfte gerettet. Das Band zwischen ihnen, durch die Tat geknüpft, war fester geworden von Jahr zu Jahr. J. H. sein Freund seit diesem Tage.

Er war in Saltadera auf den Strand gesprungen, um ihn zu umarmen, ihm zu danken. Der war fort. Wie ein Schlag hatte ihn die Erkenntnis getroffen.

Wohin? Zu neuer Tat, zu der das Schicksal ihn rief? Nicht anders konnte es sein!

In der Nacht zum heutigen Tage hatte Uhlenkort auf dem Deck gestanden, das Nachtglas vor den Augen. Hatte nach Westen hinübergeschaut, wo die blaue Welle des Golfstromes sich den Weg nach Norden bahnte. War dann in leichten Schlaf versunken.

Da plötzlich war er aufgewacht. Ein sausender kühler Luftstrom war über seinen Kopf hinweggestrichen. Er war aufgesprungen. Die See war ruhig. Nur leise kräuselten sich die Wellen des Ozeans vor dem Rumpf des Schiffes. Da im Süden hinter ihnen war ein Dunkles. Sein Glas zum Himmel gerichtet. Ein kleiner dunkler Punkt kreiste in unendlicher Höhe dort oben.

Ein Flieger? Der Freund? Was tat er da? War's neue Tat? Was konnte das sein? Das Heck des Bootes hob sich plötzlich stark zur Höhe. Das Schiff geriet in wildes Schwanken.

„Hallo!" Die Stimme Tredrups traf sein Ohr. „Hallo! Sie wollen mit, die warmen Wasser der Drift, Diener des Stromes, des Lebensspenders für die alte Welt. — Du, Uhlenkort, suchst wohl noch immer den Freund da oben?"

Er lachte. „Sinnestäuschung, Uhlenkort! Meine Augen, schärfer als deine, sehen den dunklen Punkt nicht, der da oben kreist, wie du vermeinst."

Uhlenkort schaute ihn an. Was war mit ihm geschehen? Das Geheimnis des Freundes! Kein Sterblicher außer ihm, der dem näher gekommen als Tredrup seit jenem Tage, wo sie in Saltadera gelandet. Wie weggewischt alles, was dessen scharfer, kluger Geist gedacht, geahnt.

Verstellung? Uhlenkort hatte es zuerst gedacht, hatte dann die Meinung geändert. Tredrup verstellte sich nicht. Ein Teil seines Gedächtnisses schien ausgelöscht von Schicksals Hand. Nicht anders konnte er sich's erklären . . . Kein Wissender außer ihm selbst.

Der andere setzte sich zu ihm. Sein Auge, schärfer als das des Liebenden, hatte den Zustand Christies tiefer durchschaut.

„Zuviel, Uhlenkort, für ein junges Mädchen! Hamburg, die Verwandten, das Wiedersehen in der Heimat. Zuviel Freude auf einmal! Sie muß das Überstandene langsam überwinden. Auch zu große Freude kann schaden.

Wir fahren an den Säulen des Herkules vorbei zur Riviera, lassen sie dort oder bleiben bei ihr. Kehren nach Hamburg in die Heimat zurück, wenn sie erst wieder ist, was sie war!"

*

Die weiten Gesellschaftsräume des Kasinos in Monte Carlo in blendender Lichtfülle. Der große Maskenball als glänzender Abschluß der Saison. Von allen Teilen der Riviera traf man sich zum letzten Mal in zwanglosester Freiheit, bevor die Gesellschaft sich in alle Winde verstreute.

In einer Loge Christie, Uhlenkort und Tredrup. Mit blitzendem Auge verfolgte Christie das frohe Leben und Treiben unten im Saal.

„Du hattest recht, Klaus", wandte sich Uhlenkort zu Tredrup. „Dein Vorschlag, an der Riviera Station zu machen, war gut. Christie bedarf mehr der Zerstreuung als der Ruhe. Tante Harlessen wird morgen kommen, bei ihr bleiben, bis sie zurückkommen kann in das Vaterhaus nach Hamburg."

Er wandte sich wieder zu Christie.

„Ermüdet es dich nicht, Christie, dem bunten Treiben da unten solange zuzusehen?"

„Nein, Walter. Nicht im geringsten. Immer Neues, immer Interessanteres bietet das frohe Bild da unten. Sieh da! Eine Mexikanerin tritt durch die Tür." Sie klatschte leicht in die Hände. „Wie schön das Bild! Sieh, Walter, das wunderbare Kostüm. Es ist echt bis in die kleinste Einzelheit. Ich verstehe mich nur zu gut darauf, trug ich es doch in meiner Jugend so häufig in Tejada."

Uhlenkort nickte unter dem Glas. „Bin zwar nicht ganz Sachverständiger, aber abgesehen von dem Kostüm sagt mir die Gestalt seiner Trägerin, sagen mir ihre Bewegungen, daß in dem echten Kostüm eine echte Mexikanerin stecken muß. Was meinst du, Tredrup? Warst doch lange genug da unten. Hab ich nicht recht?"

Tredrup gab keine Antwort. Als das Wort Mexikanerin von Christies Lippen kam, hatte er das Glas vor die Augen genommen, hinuntergeschaut. Den Blick nicht zur Seite gewandt, als wäre nur die Eine dort unten, die Mexikanerin.

„Ah! Jetzt tanzt sie", rief Christie dazwischen. „Sieh nur, Walter, wie eine Feder schwebt sie am Arme ihres Partners. Und das feurige Temperament, das aus jeder Bewegung spricht! So kann nur eine tanzen, die in Mexiko geboren ist."

Das tanzende Paar hielt an, stand zu ihren Füßen.

„Wer mag sie sein?" fragte Christie.

Uhlenkort zuckte die Achseln. „Riviera . . . Monte Carlo . . . aus den entlegensten Teilen der Welt trifft hier die Menschheit zusammen . . ."

Er wollte weiter sprechen, da nahm ihm Christie mit hastiger Bewegung das Glas aus der Hand, richtete es auf die Tänzerin, starrte sie an, als könnten sich ihre Augen nicht losreißen. Ihre Rechte fuhr zum Halsausschnitt, riß die kleine Goldmünze, die am dünnen Kettchen hing, aus dem Busen.

Tredrups Hand mit dem Glas war herabgesunken, er starrte zu Christie hinüber, wie einer, der Unheil erwartet.

Da unten die Tänzerin im Saale trat von neuem zum Tanze an, drehte sich langsam um den Partner.

„Elf!" schrie Christie. „Elf Hidalgos, die goldene Kette an ihrem Hals!"

Das Glas aus Tredrups Hand fiel polternd zu Boden. Uhlenkort wandte sich nach links und rechts. „Was . . . Was ist euch? Was ist's mit elf?"

Tredrup war aufgesprungen und stand mit bebenden Lippen.

„Elf Hidalgos!" rief Christie, „zwölf waren es! Der zwölfte, hier!"

In höchster Erregung beugte sich Uhlenkort über Christie, ergriff ihre Hände, drückte sie an sein Herz.

„Christie, was ist dir? Was hast du? Was willst du sagen? Elf Hidalgos?"

Die Logentür fiel hinter Tredrup ins Schloß. Uhlenkort merkte es nicht. Christie war schwer atmend in den Sessel zurückgesunken.

„Laß uns gehen, Christie! Ich weiß nicht, was dich so erregte. Doch wo ist Tredrup? Was habt ihr gesehen? Die Tänzerin? Kennt ihr sie?"

Christie schüttelte den Kopf. „Ich kenne sie nicht, kenne nur den Schmuck, den der stahl, der meinen Vater ermordete. Elf Hidalgos! Der Zwölfte blieb in des Vaters Hand! Als Amulett trug ich ihn seit jenem Tag bis heute."

Mit müder Bewegung erhob sie sich, legte ihren Arm in den Uhlenkorts. „Laß uns gehen!"

Im selben Augenblick, als sie aus der Loge traten, fiel auch auf der anderen Seite eine Logentür ins Schloß. Eine hochgewachsene Männergestalt, eine leichte Seidenhalbmaske vor dem Gesicht, trat aus der Loge in den Umgang, ging die Treppe hinab zum Saal. Mit Mühe bahnte sie sich einen Weg durch das Gedränge in den Raum, wo die Paare sich bewegten. Sein Auge suchte die Mexikanerin. Da tanzte sie am anderen Ende des Saales eben im Arme eines neuen Partners, eines einfachen Dominos. Er drängte sich in die vordersten Reihen, wo das Paar an ihm vorbeikommen mußte. Da sah er die Tänzerin zusammenzucken, das Paar im Gewühl der Zuschauer verschwinden. Rücksichtslos bahnte er sich ungeachtet der empörten Zurufe links und rechts einen Weg durch die Menge. Er stürzte durch eine der Pforten, die in die Nebensäle führten. Da sah er das Paar am anderen Ende zum Ausgang verschwinden. Jagend, fast stürzend eilte er hinter ihm her. Immer wieder sperrten ihm die Massen den Weg. Die Tür zum Park, der letzte Ausgang des Raumes. Er stürzte hinaus. Vor ihm der Domino, die Mexikanerin. Mit ein paar Sprüngen war er neben ihnen.

„Juanita!"

Die beiden wandten sich um. Der Domino riß die Maske vom Gesicht.

„Wer ruft?"

Da erkannte er in der hohen schlanken Gestalt seinen Feind. Sein furchtbarer Faustschlag traf ihm ins Gesicht. Der Getroffene taumelte zurück, seine Maske flog hinunter.

Die Mexikanerin schrie laut auf: „Klaus? Was tust du?"

Der stand mit geballten Fäusten wie in Erwartung, daß der andere sich zur Wehr setzte. „Schuft du! Guy Rouse, komm her!" Er schüttelte den Frauenarm von sich ab. „Heut gibt's Abrechnung zwischen uns beiden! Schuft du, Schurke!"

Die hagere Gestalt vor ihm drehte sich leicht zur Seite. Die Hand fuhr zur Tasche.

„Guy!" Juanita wollte sich zwischen die beiden stürzen. „Erst mich! Dann ihn!"

Da klang die schneidende Stimme Tredrups.

„Wo ist der zwölfte Hidalgo? Du Mörder!"

Rouse taumelte zurück. Es klirrte etwas am Boden, seine Hand fuhr zum Gesicht.

Dann plötzlich waren sie allein, Tredrup und Juanita.

„Juanita! Er ist fort, geflohen der Feigling. Du!" Er riß sie an sich. Sein starker Arm preßte sich um die schlanken Schultern, als wollte er sie zerbrechen.

„Du bist frei von ihm! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Freude.

Dies kann kein rechtes Leben sein,
Das sich in Trauer nur versenkt
Und nie nach hellem Sonnenschein
Die leichtbeschwingten Schritte lenkt.

Und ist dein Herz nicht ganz dabei,
Wenn schön und froh die Freude schallt,
Dann sind die Sorgen mancherlei
In deinem Innern nicht verhallt.

Drum horche in die Welt hinein,
Und wo es rauscht und klingt und singt, —
Dort laß' auch dich zu Gaste sein,
Wo Lebenslust dich ganz durchdringt.

Franz Cingia.

Der Besuch.

Skizze von Liesbet Dill.

Es schlug sieben Uhr auf der Pendule im Salon. Draußen war es noch hell, in einzelnen Gärten flatterte Wäsche auf den Seilen, die Büsche glänzten frischgrün, und es war so friedlich hier draußen in den stillen Straßen vor der Stadt. Das Mädchen, das in dem letzten kleinen, weißen Häuschen am Wald eben die grünen Läden schloß, sah nach dem Himmel, der sich grau bezogen hatte. Es fuhr ein kühler Wind raschelnd durch den Garten und scheuchte dürres Laub und Blätter über die gelben Kieswege vor sich her . . . „Wenn wir nur am Sonntag gutes Wetter haben, gnädige Frau. Jedesmal, wenn wir Gäste haben, regnet's und dann sieht das alles hier draußen so traurig aus, und wir können keine Lampions aufhängen.“ Frau Inez, die an ihrem Schreibtisch Briefe schrieb, antwortete: „Wenn's regnet, hängen wir sie auf die Veranda. Es sieht so hübsch aus, so bunt und lustig, wie ein Sommerfest auf dem Lande. So, und nun nehmen Sie diese Briefe mit zur Post und viel Vergnügen für heute Abend . . .“

Das Mädchen nahm die Briefe entgegen und ging. Kaum war sie fort, so begann es zu regnen. Es regnete sacht, wie wenn es sich einregnete zum Sonntag. Frau Inez verließ ihren Schreibtisch, schloß die Verandatür und schaute in den Garten. Das Mädchen wird doch wenigstens einen Schirm mitgenommen haben, dachte sie.

Dann ging sie in ihr kleines Eßzimmer mit den blanken, antiken Mahagonimöbeln, zog die blauseidenen Gardinen zu, zündete die gelbbeschirmte Hängelampe an und setzte sich an den runden, gedeckten Teetisch, um ihre einsame Abendmahlzeit einzunehmen. Die Teekanne stand auf einem altholländischen Rechaud, einige kleine Platten mit zierlich angerichteten kalten Gerichten lagen in der Mitte, von denen sie nur sehr wenig nahm . . . Zuweilen warf sie dabei einen Blick in die Abendzeitung . . . Ja, es war sehr still hier draußen. Den meisten Menschen wurde es hier zu einsam. Aber sie liebte diese ländliche Ruhe. Morgens hörte sie die Vögel im Garten zwitschern, und abends rauschten in allen Gärten die Wasserspiele. In letzter Zeit hatte es viel geregnet. Da hörte man nur des Regens eintöniges Geräusch wie heute und hörte die Bäume des Kiefernwaldes, der hinter ihrem Hause begann, rauschen. Während sie den Tee eingoß, überlegte sie, wo sie ihre Gäste plazieren würde, denn sie hatte zwölf Personen geladen, und die Räume in diesen kleinen Villen waren eng.

Plötzlich läutete es. Um diese Stunde kam sonst niemand mehr heraus. Die letzte Post war vor sieben dagewesen. Das konnte höchstens ein Telegramm sein oder der Bote mit dem Seefischen. Und sie ging öffnen.

In dem triefenden Regen stand auf der Treppe ein schmächtiger, großer Herr im dunklen Havelock. Er lüftete höflich seinen weichen Hut und fragte nach ihrem Gatten.

„Mein Mann ist leider nicht zu Hause.“

„Kommt er heute abend zurück?“

„Nein, er ist über Sonntag verreist.“

Der Fremde schien enttäuscht und zögerte auf der Schwelle. „Schade, ich hätte ihn gerne gesprochen . . .“

Da fiel ihr ein, daß ihr Gatte neulich von einem Vetter gesprochen hatte, der kürzlich hergezogen war und seine Frau verloren hatte, daß man sich einmal um diesen Vetter kümmern müßte, der in einer Bank angestellt war. Und sie sagte: „Sind Sie vielleicht ein Vetter meines Mannes?“

„Der bin ich, gnädige Frau.“

„Aber bitte, kommen Sie doch herein!“ Sie entschuldigte sich lebhaft, daß sie ihn an der Haustüre abgefertigt hatte, ging ihm in den Salon voran, machte dort Licht, bat ihn Platz zu nehmen und fragte teilnehmend nach seiner Frau . . . Woran sie gestorben sei, und wie alt sie war? Frau Inez fragte eigentlich mehr aus Höflichkeit, ihr Gatte hielt auf Familientradition . . . und der junge Herr erzählte ihr die tragische Geschichte vom Tod seiner jungen Frau . . .

„Zum Glück haben Sie keine Kinder, nicht wahr?“

„Nein, die haben wir nicht . . .“ und er schaute in das Nebenzimmer.

Sie erinnerte sich, daß dort noch der Tisch gedeckt stand, und forderte ihn auf, mit ihr Tee zu trinken.

„Was für ein reizendes Heim“, sagte der junge Herr, indem er sich umsah. „Wie schön diese alten eingelegten Möbel wirken.“

„Es sind Erbstücke meiner Mutter“, sagte sie und goß ihm Tee ein. „Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie bediene, aber ich habe mein Mädchen zur Stadt geschickt, sie hat heute ihren Ausgang.“ — Sie bot ihm kaltes Fleisch an und machte die Wirtin auf liebenswürdige alte Damenart, die gern nötigt, auch wenn der Gast schon gedankt hat. Aber hier brauchte sie nicht zu nötigen. Dieser Gast griff zu. Er schien Hunger zu haben . . . Er wohnte vorläufig möbliert, erzählte er, „. . . in einer häßlichen Gegend, gnädige Frau, in die Sie nie kommen . . .“ Er war abgebaut, ohne Pension und ohne Mittel. Er hatte gehofft, sein Vetter könnte ihn auf seinem Werk unterbringen. Aber da war wohl wenig Hoffnung? Die Industrie stand schlecht . . .

„Aber wovon leben Sie denn?“ fragte Frau Inez mitleidig.

„Ich schreibe Adressen, davon lebe ich“, sagte er bescheiden. Plötzlich sah sie etwas, das sie erschreckte. Er trug keine Weste, seine Manschetten waren ausgefranst und sein Hemd zerknittert und unsauber. Sie hatte ein beklemmendes Gefühl diesem armen Verwandten gegenüber, dem man doch kein anderes Almosen anbieten konnte als ein gutes Essen und einen Rat, und sie fühlte sich bedrückt wegen ihres reich eingerichteten Hauses, das Wohlbehagen atmete, und wegen des vielen Silbers, das auf dem Büfett und den Serviertischen herumstand . . . Sie glaubte zu bemerken, daß seine Augen über das alles hinglitten und es um seinen Mund zuckte . . .

„Man will ja nur Arbeit, aber man findet nichts, nichts. Es ist zum Verzweifeln!“ gestand er ihr, als sie sich im Salon gegenübersaßen bei einem Glas Portwein und Gebäck. Er rauchte hastig eine Zigarre. Der arme Mensch, dachte sie, hat gewiß lange nicht mehr geraucht und sie freute sich, wie er dem feurigen stärkenden Wein zusprach . . . Er sah so abgemagert aus, so verfallen, und sie mußte immer an die fehlende Weste denken, die er gewiß aufs Leihhaus gebracht hatte. Er hatte etwas Unstetes im Blick, und die Art, wie er sich auch in diesem Zimmer umsah, war ihr etwas unheimlich, sie wußte nicht, warum? — Die vielen Ölgemälde, die an den Wänden hingen, schienen sein Interesse zu wecken, und sie erzählte, wo sie diese Gemälde auf ihren großen Reisen erworben hatten.

Als es zehn Uhr schlug, erhob sich der Fremde und bat um Schreibzeug und Papier. Er wollte seinem Vetter wenigstens einen Gruß hinterlassen. Sie legte ihm alles hin. Und in dem Augenblick, als sie ihre Schreibtischschublade aufzog, geschah es . . . Ein fester Griff nach ihrem Halse — ein Tuch über ihre Augen, ein Knebel, der ihr in den Mund geschoben war — der Stuhl stürzte um, eine starkriechende Flüssigkeit wurde ihr über das Gesicht gegossen . . . Sie wollte schreien, aber sie konnte nicht und fiel schwer auf den Teppich mit dem Gesicht gegen die Wand. —

Das junge Hausmädchen, das um Mitternacht zurückkam, fand die Schränke erbrochen, das Silber geraubt, und ihre Herrin lag bewußtlos auf dem Teppich mit einem Knebel im Mund.

Als die alte Dame zu sich kam, fragte sie sofort nach dem Vetter. Aber von ihm hatte niemand etwas gesehen . . . Er hatte ganze Arbeit gemacht und sich lautlos entfernt. Die Bäckersfrau in derselben Straße war die einzige, die in der Dunkelheit einen Herrn im dunklen Havelock mit einem Sack auf dem Rücken nach dem Wald zugehen gesehen hatte. Sie hatte sich noch gewundert, daß so ein Herr einen solch schweren Sack auf dem Rücken trug.

Das Ewig-Weibliche.

Vertrauen oder Dummheit? — Von Heiratsschwindlern, Brillantringen und Gesprächen im Zeugenzimmer.

Man sagt vom Mann, daß ihm der Verstand verlorengehe, wenn ihn ein Bubikopf entflammt habe. Mit ebensoviel Recht aber kann man behaupten, daß der Frau die Urteilskraft abhanden kommt, wenn ihr ein Heiratslustiger in den Weg läuft. Es bewahrheitet sich immer wieder, daß der Backfisch antwortet, wenn ihm der Zukünftige in Aussicht wird: „W i e ist er?“ und die fortgeschrittene Jungfrau „W a s ist er?“, die reifere Jungfrau aber: „W o ist er?“ Denn sonst könnte es nicht angehen, daß so unsagbar viel Mädchen und Frauen auf die Heiratsschwindler hineinfallen. Der Schwindel mit Heiratsversprechen blüht unentwegt. Hier wird der hoffenden Jungfrau das Sparkassenbuch abgeschnackt, dort der Witwe oder der Geschiedenen die Wohnungseinrichtung oder die Schmucksachen. Es gibt „Professionals“, die das Geschäft zu gleicher Zeit mit Dutzenden abschließen und dabei ein bequemes, liebereiches Dasein führen.

Ein Fehler in der Rechnung führt früher oder später doch zur Katastrophe, daß dieser Fehler einmal eine Poussage mit dem Dienstmädchen der Umworbenen ist, dürfte allerdings nicht oft vorkommen. Eine geschiedene Frau so in den besten Jahren lernte einen Mann etwa im gleichen Alter kennen. Man verstand sich, und die Freude war recht groß, als der Zukünftige davon sprach, daß er eine Erbschaft von 75 000 Gulden erwarte. Das ist eine nette Summe. Und die Frau kaufte schleunigst eine Wohnung für 8500 Mark. Der Mann war auch nicht faul. Er bestellte feste darauf los, so z. B. Möbel nach eigenen Entwürfen für 10 000 Mark und Wäschestücke für 11 000 Mark. Geschäftsleuten versprach er

großmütig Darlehen in erheblicher Höhe. Einmal wurde sogar ein notarieller Vertrag abgeschlossen. Was Wunder, daß man ihm von den bestellten Riesenposten für 750 Mk. Waren ohne Bezahlung überließ. Und die angehende Schwiegermutter war so entgegenkommend, ihm in Aussicht auf die Erbschaft 300 Mark zu borgen. Der reiche Erbe bestellte all seine Gläubiger zu einem bestimmten Tag in ein Hotel, in dem ihm die Erbschaft und den Geschäftsleuten die versprochenen Gelder ausgehändigt werden sollten. Inzwischen aber bändelte der Erbschaftskandidat mit dem Dienstmädchen seiner Zukünftigen an. Damit war die letztere aber nicht einverstanden. Es gab einen heillosen Krach, und der ganze Betrug kam an das Tageslicht. Die ins Hotel bestellten Geschäftsleute hatte der Vielversprechende einfach sitzen lassen, und wenn's ihnen gut geschmeckt hat, dann sitzen sie wohl heute noch dort. Als man den raffinierten Burschen fragte, was ihn zu seinen Schwindeleien — an der Erbschaft war natürlich kein wahres Wort — veranlaßt hatte, antwortete er, er hätte im „Dämmerzustand" handeln müssen. Irrsinn oder Schwindelgenie? — Das ist hier die Frage.

Wie eine gutmütige Frau um einen kostbaren Brillantring kam, zeigt die nächste Geschichte. Eine etwas vergnügungssüchtige Dame suchte mit einer Freundin ein Vorstadtlokal auf. Beide Frauen tanzten tüchtig und leerten manche Flasche mit ihren Kavalieren. Im Scherz steckte die eine ihrem Tänzer einen Brillantring auf, der die Kleinigkeit von 1600 Mark gekostet hatte. Beim Nachhausegehen „vergaß" er die Rückgabe des Ringes; vorher gemahnt, meinte er, den Ring nicht wieder vom Finger bekommen zu können. Der Schreck der Frau am anderen Tage war groß, zumal sie nicht wußte, wes Nam' und Art der nunmehrige Ringbesitzer war. Nach 14 Tagen traf sie zufällig dessen Freund und erfuhr von ihm die Anschrift des anderen. Zu ihm hin! Wer beschreibt aber die Enttäuschung, als sie von dem sauberen Kavalier erfahren mußte, daß er am Tage nach dem Vergnügen den Ring „verloren" hatte. Sie glaubte ihm nicht und erstattete Anzeige. Der Kavalier wandert jetzt ins Gefängnis, die Tanzlustige aber ist den Brillantring los. Eine teure Ballnacht!

Vor einem Ehescheidungsprozeß unterhielten sich mehrere Zeuginnen im Zeugenzimmer über den weiblichen Teil der Ehescheidungsklage. Dabei meinte Zeugin Nr. 1 zu Nr. 2, die wegen Ehebruchs beklagte Frau sei durchaus „anständig", man müßte eigentlich zu ihren Gunsten aussagen. Diese vielleicht harmlos gemeinte Bemerkung blieb nicht ungehört, man legte ihr das Motiv der Beeinflussung unter, und eine Anklage wegen Verleitung zum Meineid ist jetzt die Folge. Woraus zu schlußfolgern ist, daß Frauen im Zeugenzimmer ihre Worte besonders hüten müssen, ebenso wie Frauen mit Brillantringen und dem Glauben an Erbschaftsversprechungen recht vorsichtig sein sollen. Denn „Liebe" ist wie in jungen so in reiferen Jahren nicht ohne Gefahren. Und Alter hat nicht immer vor Torheit geschützt.

Alte und neue Reiche in Amerika.

Ford nicht der reichste Amerikaner?

Amerikanern gegenüber ist man in Deutschland recht freigiebig mit dem Begriff Millionär oder gar Milliardär. Da zerstört ein Artikel eines Sachverständigen, eines hohen Beamten des Schatzamtes, Joseph S. McCoy, in der Zeitschrift der amerikanischen Bankier-Vereinigung gewisse Illusionen. So entsetzlich viel Millionäre gibt es nämlich in den Vereinigten Staaten gar nicht und überhaupt nur einen einzigen Milliardär. Allerdings ist bei diesen Begriffen der Dollar zugrundezulegen. Die stattliche Zahl derer, die nach deutschen Markbegriffen noch zu den Millionären gerechnet werden dürfen, aber die Dollarmillion nicht erreichen, ist in den auf amtlichen Grundlagen beruhenden Angaben McCoys nicht berücksichtigt. 11 000 Dollar-Millionäre zählt die Union, d. h. daß von je 10 450 Amerikanern einer ein Vermögen von 1 Million Dollar oder mehr sein eigen nennt. Aber auch hier gibt es einen Staat — North Dacota —, wo es nicht einmal einen einzigen Millionär gibt.

Von den Kapitalisten mit einer Million Dollar Einkommen erzählt McCoy: Die letzten vorläufigen Ziffern des Schatzamtes zeigen, daß für 1924 74 Personen ihr Einkommen für die Steuer nach allen gesetzlich zulässigen Abzügen mit mehr als einer Million Dollar im Jahre angegeben haben. Das Gesamteinkommen dieser 74 wurde mit 154 852 709 Dollar angegeben, also im Durchschnitt etwas über 2 Millionen Dollar pro Kopf. Sechsunddreißig dieser Glücklichen mußten mit weniger als 1½ Millionen Dollar im Jahre auskommen. Zwischen 1½ und 2 Millionen konnten 13 verzehren, zwischen 2 und 3 Millionen 15, zwischen 3 und 4 vier, zwischen 4 und 5 drei und die drei allerreichsten haben zusammen 27 955 319 Dollar Einkommen im Jahre. Personen, die ein Jahreseinkommen von mindestens 50 000 Dollar haben, was ungefähr einem Zinsgenuß von 1 Million gleich käme, gab es im Jahre 1914 nur 4500. 1915 — man hatte erfolgreich „Krieg" geliefert — wuchs ihre Zahl auf 6600, 1916 auf 10 000, 1917 gar hatte der Krieg die Schar der Millionäre auf 11 800 vermehrt. Mit dem Frieden setzte trotz aller Prosperität eine rückläufige Bewegung in der Millionärkurve ein. Heute sind es 11 000. Eine leise Hoffnung, daß es doch noch mehr gibt, bleibt uns unbenommen. Das wären aber heimliche Millionäre, die ihr Glück nicht dem Steuerformular anvertrauen. Sollte es das geben? Wer der Milliardär ist, verrät uns McCoy leider nicht. Das sehr sachverständige Bankers Journal fügt aber hinzu, es werde wohl ein Neuyorker sein, also nicht Ford und am Ende doch wohl Rockefeller.

Bunte Chronik



*** Die Vulkane bekommen Automobilverbindung.** Die Regierung der Vereinigten Staaten beabsichtigt, auf Hawaii und Oahu eine Reihe von Automobilstraßen herstellen zu lassen. Diese Straßen sollen so angelegt werden, daß sie einen bequemen Verkehr zwischen den wichtigsten Vulkanen dieser Inseln, dem Haleakala und dem Kilauea und einer Reihe kleinerer Vulkane auf Oahu ermöglichen. Die Straße auf Hawaii soll auf einer Strecke von acht Meilen neun Krater miteinander verbinden. Ausgangs- und Endpunkte sind natürlich die komfortablen Hotels an der Küste.

*

*** Die Sportbehörden verbieten den Charleston.** Die Sportbehörden von Südafrika haben bei ihrer letzten Sitzung in Kapstadt beschlossen, ihren Mitgliedern für die Dauer des Trainings zu den großen Wettkämpfen das Charleston-Tanzen zu verbieten. Es war festgestellt worden, daß mehrere der besten Läufer etwas von ihrer früheren Schnelligkeit eingebüßt hatten, und nach Ansicht der befragten Sportärzte ist dies darauf zurückzuführen, daß sie ihre Muskeln durch übermäßige Charleston-Exekutionen teils falsch trainiert, teils sogar überanstrengt hatten.

*

*** Das Diner in der Thermosflasche.** Eine englische Firma hat jetzt eine Thermosflasche auf den Markt gebracht, in der ein Diner von mehreren Gängen für 24 Stunden heiß gehalten werden kann. Eine besondere Abteilung ist dabei für Eis oder kaltes Kompott vorgesehen mit einer Vorrichtung, durch die dafür gesorgt ist, daß an den Inhalt weder die Hitze der anderen Gerichte noch die umgebende Lufttemperatur herankommen kann. Die neue Einrichtung soll besonders bei Automobiltouristen beliebt sein, die auf diese Weise bei ihrem Picknick genau so speisen können wie zu Hause.

Lustige Rundschau



*** Vereinfachtes Verfahren.** Eckart erfährt, daß durch die Wärme der brütenden Glucke in den Eiern sich die jungen Hühnchen entwickeln. Darauf fragt er: „Wenn man ein Ei tüchtig lang kochen läßt, kommt dann auch ein Küken 'raus?"

*

*** Was Karlchen rätselhaft erscheint.** Karlchen hört dem Rätselraten der Erwachsenen mit größtem Interesse zu. Er setzt mehrere Male an, um auch etwas zu sagen, wird aber immer nicht beachtet. Schließlich sagt der Vater: Laßt den Jungen doch auch einmal zu Worte kommen. — Darauf Karlchen: Warum geht ein Pappi nie zu Bett un' is doch morgens immer im Bett?

*

*** Werbung.** „Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter", sagt Nutsch zu Kommerzienrat Palme. — „Junger Mann", sagt der Vater und brennt sich eine dicke Zigarre an, „Sie sind nichts, Sie können nichts, Sie haben nichts. Ihr Antrag ist reichlich naiv. Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht?" — „Nun, Herr Kommerzienrat, hab' ich mir gedacht: Klappt's hier nicht, klappt's wo anders!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Heyke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.